



UTTA  
DANELLA

Die Hochzeit auf  
dem Lande

Weltbild

Martina hat, wovon junge Frauen träumen: Einen reichen Vater, eine adlige Mutter und einen erfolgreichen, attraktiven Verlobten, der zu alledem noch ein Graf ist. Die Hochzeit mit ihrem Arndt soll ganz romantisch auf dem oberbayrischen Hof stattfinden, den ihr Vater besitzt. Dazu wird nicht nur das gesamte Dorf zu einer gigantischen Festtagskulisse umgewandelt, sondern Gäste aus allen Teilen der Welt reisen an. Sogar ein leibhafter Minister wird erwartet! Höchstens das Wetter könnte ihnen noch einen Strich durch die Traumhochzeit machen, glaubt Martinas Mutter. Aber sie hat nicht mit ihrer Tochter gerechnet, die die schöne Planung heftiger durcheinanderwirbelt als der wildeste Sturm

...

Utta Danella

# Die Hochzeit auf dem Lande

Roman

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Utta Danella (Utta Denneler) wurde am 18. Juni 1920 in Leipzig geboren. Mit 14 Jahren verfasste sie heimlich ihren ersten Roman, zudem nahm sie Schauspielunterricht – sie träumte davon, Schauspielerin oder Musikerin zu werden. Nach dem Abitur musste sie ein begonnenes Studium aus Geldmangel aufgeben. Anschließend arbeitete sie für kurze Zeit als Mannequin, sowie für Radiosender und Zeitungsverlage, zudem schrieb sie Kurzgeschichten. Anfang der 50er Jahre heiratete sie Hermann Schneider. Mit ihm kam Utta Danella nach München, wo sie 1956 vom Verleger Franz Schneekluth entdeckt wurde. Damit begann ihre Karriere als Schriftstellerin, die dank ihrer weltweit vorhandenen Fans bis heute andauert. 1999 wurde Utta Danella für ihre Verdienste um die deutsche Literatur zudem das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Die beliebte Autorin verstarb 2015 in München, im hohen Alter von 95 Jahren.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2019 by Erbegemeinschaft Utta Danella ([www.uttadanella.de](http://www.uttadanella.de))

Die deutsche Erstausgabe ist 1975 im Hoffmann und Campe Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München, [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-060-9



# Ort und Zeit

Die Hochzeit werde Ende Mai stattfinden, bestimmte Frau Helen eines Morgens. Denn nachdem sie sich endlich darüber klar geworden war, wo die Hochzeit passieren sollte, bot sich der Mai zwangsläufig an.

»Das ist eine herrliche Zeit im bayerischen Oberland«, schwärmte sie, »die Wiesen sind dann grün, wisst ihr, so richtig leuchtend grün. Smaragdgrün«, fügte sie poetisch hinzu, denn sie besaß eine poetische Ader. »Und dann diese vielen gelben und weißen Blümchen in dem Grün, nicht? Dazu der weiß-blaue bayerische Himmel! Von unserer Dorfkirche werden die Glocken läuten, über das ganze Tal hin. Es wird die Hochzeit des Jahres.«

»Im Mai regnet es in Oberbayern oft ganz erbärmlich. Speziell im Mai regnet es, mitten in dein smaragdgrünes und weiß-blaues Idyll hinein«, bemerkte ihre Tochter lässig.

Zwar war es ihre Hochzeit, um die es sich handelte, wenn man jedoch den spöttischen Zug um ihren Mund betrachtete, hätte man annehmen können, es bereite ihr ein ganz besonderes Vergnügen, wenn es an ihrem Hochzeitstag recht erbärmlich regnen würde.

Da Helen ihre Tochter kannte, interpretierte sie Bemerkung und Gesichtsausdruck genau richtig.

»Bloß um mir den Spaß zu verderben, würdest du dir wünschen, dass es regnet.«

Herr Kannegießer blickte von der Welt am Sonntag auf und hob die rechte Braue.

»Wenn man dir zuhört, Helen, könnte man meinen, es geht um deine Hochzeit. Warum soll sich Tina wünschen, dass es an ihrem Hochzeitstag regnet?«

»Um mich zu ärgern«, erwiderte seine Frau. »Ich kenne deine Tochter. Besser, als du sie jemals kennen wirst.«

»Es ist einer der vielen Vorzüge, die Männer in der menschlichen Gesellschaft genießen«, sagte Braut Martina, »dass sie die Frauen niemals richtig kennenlernen. Weder Ehefrauen noch Geliebte, weder Mütter noch Töchter. Das erleichtert ihnen das Leben ungemein und erhält ihnen ihre Illusionen.«

Herr Kannegießer warf seiner Tochter einen amüsierten Blick zu. »Damit dürftest du recht haben, Kleines. Ich bin genau wie du der Meinung, dass diese unzerstörten Illusionen unbedingt notwendig sind im Umgang mit Frauen.«

Vater und Tochter lächelten sich zu.

»Und«, fügte Martina hinzu, »sie sind genauso notwendig für die Frauen. Was ließe sich mit einem desillusionierten Mann anfangen? Er wäre absolut unbrauchbar.«

Helen Kannegießer, die weder Sinn für Ironie noch für Pointen besaß und überhaupt über wenig Humor verfügte, genau genommen über gar keinen, mochte diese kleinen Dialoge zwischen ihrem Mann und ihrer Tochter nicht, an denen sie sowieso nie teilnehmen konnte. »Also reden wir hier nun ernsthaft oder nicht?«, fragte sie leicht gereizt.

»Durchaus ernsthaft, meine Liebe, fahre fort. Mai finde ich ausgezeichnet, und es wird bestimmt nicht regnen, wenn Tina heiratet.« Damit wandte sich Herr Kannegießer wieder seiner Zeitung zu.

Mai behagte ihm schon deswegen, weil es erst Februar war und weil er, seit die Verlobung sehr konventionell unter dem Weihnachtsbaum gefeiert worden war, immer befürchtete, dass Martina ganz plötzlich verheiratet und verschwunden sein würde. Da er die Eigenwilligkeit seiner Tochter und ihren Widerwillen gegen Feierlichkeiten kannte, erwartete er erst gar nicht, dass diese Hochzeit auf normale Weise über die Bühne gehen würde.

Überhaupt mochte er gar nicht gern daran denken, dass sie heiraten würde. Von allen Menschen, die er kannte, war seine Tochter der einzige Mensch, den er wirklich liebte. Wenn er auch wenig Zeit für sie hatte, so wenig wie für die übrige Familie, so wenig wie für sich selbst, so verbrachte er das bisschen Zeit, das man im Leben eines reichen und mächtigen Mannes als Freizeit bezeichnen konnte, am liebsten in ihrer Gesellschaft. Und bisher war es so gewesen, dass Martina immer für ihn da gewesen war. Sie sagte jede Verabredung ab, jede Party, sie ließ ihren neuesten Flirt stehen und liegen, wenn ihr Vater anrief und fragte: »Könnten wir nicht heute mal ...?«

Es kam, wie gesagt, ohnedies selten genug vor.

Sie war bereit zu einer Fahrt über Land, zu einem Spaziergang durch den Wald, zu einer kräftigen Brotzeit in einem Dorfgasthaus – denn das waren so die Dinge, die Otto Kannegießer als Entspannung bezeichnete. Aber sie begleitete ihren Vater auch auf einer Reise, wenn er es wünschte, zu einem Kongress, einem Vortrag, einer Ausstellung – sie war für ihn da, und sie tat es gern, denn sie liebte ihn genauso, wie er sie liebte. Darüber brauchte man nicht viel zu reden. Das wusste man.

Das würde aufhören, wenn sie verheiratet war, das wusste Herr Kannegießer auch.

Dann hatte sie einen Mann, andere Interessen, andere Freuden und Sorgen, irgendwann auch Kinder, sie würde in einer anderen Welt leben und ihm verloren sein, irgendeine Frau würde sie werden, eine wie viele andere auch, nicht mehr diese etwas unterkühlte Amazone, die ihren Vater allen anderen Männern vorzog. Es würde eine Lücke in seinem Leben sein, die sich nie mehr ausfüllen ließ.

Er konnte überhaupt nicht einsehen, warum sie schon heiraten musste. Sie war einundzwanzig, seiner Meinung nach hätte sie noch drei bis vier Jahre Zeit gehabt. Zumal Martina nie den geringsten Eifer an den Tag gelegt hatte, einen Mann zu ergattern. Es war gar nicht so lange her, da hatte sie noch nachdrücklich versichert, sie werde überhaupt nicht heiraten, Ehe sei etwas total Altmodisches. Aber sie änderte ihre Ansichten und Pläne oft, das wusste er schließlich auch. Erst wollte sie Chemie studieren, dem Unternehmen zuliebe, zweifellos auch ihm zuliebe, später dann auf einmal Architektur, dazwischen wollte sie mal Krankenschwester werden oder noch lieber Entwicklungshelferin im Urwald, und eine Zeit lang träumte sie von einem ganz, ganz einfachen Leben – »weißt du, Papusch, man sollte eigentlich wissen, wie die Menschen so leben. Die richtigen Menschen, nicht solche wie wir. Verstehst du, was ich meine? Eigentlich ist es doch irre, dass man gar keine richtigen Menschen kennt. Man müsste mal so leben wie sie –« und sie erklärte ihm in allem Ernst, dass sie am liebsten in einer Fabrik arbeiten würde.

Das waren so Ideen, wie junge Leute sie hatten. Otto Kannegießer nahm das nicht weiter ernst, und daran tat er klug und weise. Denn er wusste ja, wie richtige Menschen

sind, er wusste auch, wie sie lebten und wie ihr Alltag aussah. Und er wusste auch, wie sich das Leben, das sogenannte wirkliche Leben, im Kopf einer solchen Schokoladenprinzessin, wie es seine Tochter war, abspielte.

Dabei hätte er es gern gesehen, wenn sie sich ernsthaft und konsequent für einen Beruf entschieden hätte, ganz egal was für einen. Er war ein Mann, der es weit gebracht hatte, der von ganz unten nach ganz oben gestiegen war – nein, nicht gerade von ganz unten, mehr von mittel-unten, aber immerhin –, und nun war er ganz oben, doch selbst auf diesem Höhensitz hatte er weder seine Herkunft vergessen noch die Befriedigung, die es bedeutete, solch einen Weg zu gehen. Zu gehen. Nicht gegangen zu sein.

Alles konnte er seinen Kindern bieten. Das nicht. In gewissem Sinne fand er das schade. Sie wurden damit um den besten Teil des Lebens gebracht. Um die Befriedigung, die Arbeit, Leistung und Erfolg bescherten und die kein Geld der Welt ersetzen konnte. Alles, was Geld kaufen kann – so viel war es gar nicht, und es waren nicht die wichtigsten Dinge.

Soweit es seinen Sohn betraf, brauchte man es nicht weiter zu bedauern. Der würde niemals von einem Platz auf einen anderen, besseren gelangen. Der hatte sich, sobald er einmal begriffen hatte, in welche Verhältnisse er hineingeboren war, selbstzufrieden als Junior und Kronprinz etabliert, er war ein Mensch ohne Fantasie, ohne Elan, ohne Variationen. Wenn er es jetzt mit neunzehn nicht war, würde er es vermutlich nie sein. Anders Martina. Sie besaß eine innere Spannung, auch wenn sie sich gern passiv und gleichgültig gab und diese wurschtige Gelangweiltheit, die heute bei jungen Menschen Mode war, zur Schau trug. Otto Kannegießer hatte ihr diese Attitüde nie ganz abgekauft, umso mehr, als er sie ganz anders kannte, von den Stunden ihrer Zweisamkeit her.

Sie konnte reden, sie konnte fragen, sie hatte für vieles Interesse, und er hatte die Hoffnung nie aufgegeben, dass sie sich eines Tages doch für einen Beruf entscheiden würde, für einen eigenen, selbständigen Weg.

Aber nun heiratete sie. Zu früh und zu jung. Und so wenig das Herrn Kannegießer gefiel, umso glücklicher machte es seine Frau. Für Helen Kannegießer, geborene Baroness Sorgau, Helene Charlotte Luise, war diese Heirat ein erfüllter Traum, denn erstens konnte sie sich für ihre Tochter sowieso nichts anderes vorstellen als eine Ehe, und zweitens war der Erwählte ein Graf.

Im vergangenen Herbst, als ihnen bei einem Empfang des Ministerpräsidenten im Antiquarium der Residenz der junge Graf Solm-Weltingen vorgestellt wurde, hatte Herr Kannegießer sofort gewusst, was ihm bevorstand. Er hatte seine Frau nur anzusehen brauchen, das Glimmern in ihrem Blick, er brauchte ihre Worte nur zu hören, mit denen sie den jungen Grafen zu einer kurz darauf in ihrem Haus stattfindenden Gesellschaft eingeladen hatte.

Ach ja! Die Menschen. Im Grunde blieb sich jeder immer gleich. Es war so leicht, sie zu kennen, so ernüchternd, sie zu durchschauen.

Helen hatte alles, was eine Frau sich wünschen konnte. Jeden Luxus, eine angesehene gesellschaftliche Stellung, einen Mann, der alles für sie tat, zwei wohlgeratene Kinder, sie sah jetzt mit siebenundvierzig immer noch blendend aus, und sie genoss dieses Leben wirklich ausgiebig.



Wenn ihre Tochter nun noch eine Gräfin sein würde, dann konnte sie endlich auch verschmerzen, dass sie die Baroness gegen eine simple Frau Kannegießer eingetauscht und das Schloss ihrer Ahnen im fernen Osten verloren hatte.

Nebenbei: Es war kein Schloss gewesen, nur eine Fünzimmerwohnung in Stettin, die Familie war unbemittelt gewesen, schon ihr Großvater hatte das verschuldete Gut verkaufen müssen. Aber das wusste hier keiner.

Herr Kannegießer, oder, um ihn nun endlich mal in seinem vollen Glanze vorzustellen: Herr Generaldirektor Konsul Dr. h. c. Otto Kannegießer, Träger des Bundesverdienstkreuzes und des Bayerischen Verdienstordens, Sohn eines Handwerksmeisters aus dem Münchner Lehel, hier und heute Chef der Bayern-Chemie AG, Aufsichtsratsvorsitzender einiger bedeutender Unternehmen, international bekannte Persönlichkeit der großen Industrie und, obwohl ein fieser Kapitalist und Topmanager, ein ausgesprochen liebenswerter und bescheidener Mensch – Otto also, kurz gesagt, konnte sich an diesem Sonntagmorgen nicht in Ruhe seiner Zeitung widmen.

Helen fauchte gereizt: »Kannst du nicht endlich deine dumme Zeitung weglegen? Es geht hier schließlich um das Lebensglück deiner Tochter.«

Otto Kannegießer, obwohl, wie berichtet, einfacher Herkunft und lange nicht so gebildet wie die weiland Baroness, verzog ein wenig schmerzlich die Mundwinkel. Die pathetischen Redewendungen seiner Helen gingen ihm immer noch, vermutlich bis an sein seliges Ende, auf die Nerven. Übrigens auch ein Punkt, in dem er mit seiner Tochter übereinstimmte. »Ob es ein Lebensglück sein wird, kann man noch nicht wissen«, bemerkte er trocken. »Zunächst dreht es sich nur um die Hochzeit –«

»Nur«, warf Helen empört ein. »Nur ist gut!«

»– und da du, meine Teure, angeordnet hast, dass sie im Mai stattfindet, wird sie im Mai stattfinden. Ich weiß bloß nicht, ob es eine gute Idee ist, die Sache da draußen abzuwickeln.«

»Dieser Punkt ist geklärt«, sagte Helen bestimmt.

Denn bevor man vom Termin gesprochen hatte, oder, besser gesagt, bevor Helen davon gesprochen hatte, war die Rede vom Ort der heiligen Handlung gewesen.

Helen hatte weitschweifig darüber meditiert, während sie Honig auf ihren Toast kleckerte.

Sie begann mit dem Dom, der Münchner Frauenkirche, und fasste den Kardinal als vollziehendes Organ ins Auge. Leider befand sich der Dom im Umbau und stand nicht zur Verfügung. Letzteres, meinte Herr Kannegießer, müsse man auch bei dem Kardinal befürchten. Die Michaelskirche, dieses barocke Prachtstück, erschien Helen auch kein übler Rahmen. Oder besser die Theatinerkirche. Allerdings würde es in der Stadt schwierig sein mit der Auffahrt der Gäste, die natürlich zahlreich sein würden.

»Oder meinst du, Otto, dass der Schreiber für diesen Vormittag die Theatinerstraße sperren lässt? Das könnte er dir zuliebe eigentlich schon tun, finde ich.«

(Schreiber = Polizeipräsident von München)

Otto ersparte sich die Antwort, er hob nur wieder einmal die rechte Braue, was so seine Art war, wenn er Erstaunen, Missbilligung oder Ablehnung ausdrücken wollte.

Über die Ludwigskirche, die ihr nicht originell genug erschien – »dort heiraten eigentlich

viele Leute, nicht?« – , geriet Helen ins Schwabinger Kirchlein St. Sylvester, das natürlich sehr reizend, aber viel zu klein war. Und wo sollten die vielen Wagen parken?

An dieser Stelle hatte der Konsul auch einen Vorschlag beizusteuern. »Wie wäre es denn mit Blutenburg? Das ist doch ein sehr stilvoller Rahmen. Man wäre vor der Stadt und hätte den Himmel über sich.«

Darauf entstand ein Schweigen am Frühstückstisch. Otto konnte eine Weile ungestört lesen. Martina, die es ja eigentlich am meisten anging, hatte sich an dem Gespräch sowieso nicht beteiligt. Sie spielte mit ihrem Dalmatiner.

In Helens Kopf kreiste währenddessen der stilvolle Rahmen um den Himmel über uns. Da war was dran, was ihr Mann gesagt hatte. Leute von Familie heirateten nicht einfach mitten in der Stadt, bei all dem Lärm und Gestank.

»Ich hab's«, sagte sie auf einmal. »Jetzt weiß ich es, wie wir das machen. Einmalig! Das hat es noch nicht gegeben.« Sie machte eine wirkungsvolle Pause, die ihren Mann veranlasste, von der Zeitung aufzusehen, und auch Martina, die rücklings auf dem Teppich lag, den Hund auf dem Bauch, hob den Kopf mit den langen blonden Haaren und blickte erwartungsvoll ihre Mutter an.

»Wir machen etwas ganz anderes. Wir machen eine Hochzeit auf dem Lande.«

Helen blickte vom einen zum anderen, und da beide nichts sagten, fuhr sie fort: »AUF UNSEREM HOF! Eine richtige bayerische Bauernhochzeit. Martina bekommt ein weißseidenes, bodenlanges Dirndl, irgendwie mit Röschen oder so. Und eine Brautkrone.«

»Nur über meine Leiche!«, rief Martina. Groß, schlank und langbeinig, ein sportlicher moderner Mädchentyp, passte sie absolut nicht in das Bild, das ihre Mutter malte. Aber das würde ihr nichts helfen, denn Helen war offensichtlich von ihrer Idee ganz hingerissen.

»Eine Hochzeit auf dem Lande«, wiederholte sie mit Emphase. »Wir mieten alle Gasthäuser und Hotels in der Umgebung. Wir machen ein Festzelt im Freien. Das ganze Dorf kann mitfeiern. So, wie wir es früher auf unseren Gütern machten ... Dass ich noch nicht darauf gekommen bin! Ich kenne so etwas doch. Ach, es wird bezaubernd sein in dieser goldigen kleinen Kirche, mit dem Zwiebelturm. Und dieser ulkige dicke Pfarrer, ihr kennt ihn doch. Und der Käfer macht das Büfett.«

»Gott steh mir bei«, murmelte Otto. Statt einer kurzen Zeremonie sah er sich in ein tagelanges Fest verwickelt.

»Das kannst du mir nicht antun, Helen«, sagte Martina. Dann kamen die smaragdgrünen Wiesen mit den gelben und weißen Blümchen.

Draußen schneite es. Kurz darauf erschien Max Ludwig Kannegießer, der Sohn des Hauses, auf der Bildfläche. Er sah blass und unausgeschlafen aus und war schlecht gelaunt. In der vergangenen Nacht hatte er einen Faschingsball besucht, denn noch, man wird sich erinnern, war es Februar. Extra zum Fasching war Max Ludwig mit einem Freund auf Wochenendurlaub aus seinem exklusiven Internat in die Stadt gekommen. Es sei fad gewesen, ließ er die Familie wissen.

»Fasching ist nur noch was für die Plebs«, sagte er mit seiner monotonen, gedehnten Stimme, die er sich zugelegt hatte, seit er das Elite-Internat besuchte. »Für mich ist so was gestorben!«

Sein Vater dachte daran, wie königlich er sich als junger Mann im Löwenbräukeller beim Fasching amüsiert hatte, und warf seinem Sohn einen mitleidigen Blick zu.

Helen sagte: »Warum gehst du da auch hin, Maxi? Ich habe dir gleich gesagt, das ist nichts für dich. Du bist ein aristokratischer Mensch, ein Ästhet. Du hast unter diesen schwitzenden, stinkenden Leuten nichts verloren.«

»Genau«, sagte ihr Sohn und nahm das Glas mit dem Orangensaft, das sie ihm reichte. »So was Fades!«

»Schläft der Peter noch?«

Peter war der Freund, der übers Wochenende Gast im Hause Kannegießer war.

»Der ist gar nicht mit mir heimgekommen. Hat sich 'ne Biene angelacht und ist mit ihr abgezogen.«

»Willst du damit sagen, dass er woanders ... eh, geschlafen hat?«, fragte Helen indigniert.

»Na klar, was denn sonst? Er wird kaum die Nacht auf einer Bank im Englischen Garten verbracht haben.«

»Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein? Diese Mädchen heutzutage, sie sind so schrecklich verdorben. Wer weiß, wo er da hingerausht ist.«

»Na, vielleicht hat wenigstens er es dann nicht so fad gefunden«, meinte Otto.

»Genau«, sagte sein Sohn und schob nun eine Scheibe Schinken zwischen die Zähne.

Max Ludwig Kannegießer, der einzige Sohn des Hauses, war neunzehn und besuchte bereits zum zweiten Mal die Unterprima und war auch nicht abgeneigt, sie ein drittes Mal zu besuchen.

Er fand die Schule genauso fad wie den Fasching. Und Zeit hatte er genug, denn einen Beruf hatte er schon, der seinen Mann ernährte. Er war Vaters Sohn. Und das würde er sein Leben lang bleiben.

# *Ein kurzes Kapitel Familiengeschichte*

Noch was unklar über die Familie Kannegießer?

Rekapitulieren wir:

Otto Kannegießer, geboren 1908; Vater Maler und Tapezierer, gut gehender Handwerksbetrieb in München, in der Herzog-Rudolf-Straße, ein ordentlicher, fleißiger Mann, zugewandert aus Niederbayern, fünfter Sohn von einem Bauernhof; Mutter eine resche, hübsche, sehr patente Münchnerin; glückliche Ehe.

Fünf Kinder; drei Buben, zwei Mädchen.

Otto hat eine schöne Jugend, ist folgsam, strebsam, auch ehrgeizig, Ministrant in St. Anna, sehr guter Schüler, darf darum das Alte Realgymnasium besuchen. Studium der Chemie, wobei er sich als außerordentlich begabt erweist.

1934 bekommt er eine Anstellung in einer Arzneimittelfabrik im Rheinland. Bereits verlobt mit Anna, seiner Jugendliebe. Heirat. Das erste Kind eine Tochter. Zurück nach München. Anstellung in einem kleinen pharmazeutischen Betrieb, der Job im Rheinland war besser, aber beide – Otto und Anna – haben Heimweh nach München.

1938 dann seine erste gute Position in den damals schon angesehenen Bayerischen Chemiewerken. Der Verdienst ist recht ordentlich, die Familie ist, wie man so sagt, auf dem Weg nach oben.

Dann bricht der Krieg aus. Otto wird zunächst zurückgestellt, da in der Heimat von größerem Nutzen, in der Fabrik macht er einige brauchbare Erfindungen, erst 1942 beteiligt er sich am Krieg. In diesem Jahr wird auch das zweite Kind geboren, wieder ein Mädchen.

Kurz vor Kriegsende kommt Anna mit ihrer älteren Tochter bei einem Luftangriff ums Leben.

Ende 1945 kehrt Otto aus englischer Gefangenschaft heim, zeitgemäß schwierige Verhältnisse, er ist unglücklich, dann stirbt, 1948, auch noch seine Mutter.

Aber 1947 wird er bei seiner alten Firma wieder eingestellt. Da männliche Erben den Krieg nicht überlebt haben, macht man ihn Anfang der Fünfzigerjahre zum Teilhaber, ganz bescheiden natürlich nur, ohne Einlage, damit er der Firma treu bleibt.

Doch dann geht's los mit dem Aufstieg. Wirtschaftswunder und so, damit ging das wie geschmiert, wenn einer wollte und konnte. Bayern-Chemie AG, damit brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten, kennt schließlich jeder.

Helene Charlotte Luise, die Baronesse, geboren in Pommern, verarmter Adel, Vater Offizier, im Krieg gefallen. Baronin und Baronesse als arme Flüchtlinge in München. Die Baronesse hat das große Glück, Otto kennenzulernen, der zwar noch nicht der große Boss ist, aber schon ein Mann von Format und Ansehen, von seiner Arbeit aufgefressen, ein bisschen einsam und höchst beeindruckt von der zarten blonden Baronesse, die immerhin siebzehn Jahre jünger ist.

Sie wird Ottos zweite Frau, er liebt sie zärtlich. Jedenfalls anfangs. Dann wird ein Kind geboren, wieder ein Mädchen, man nennt es Martina, zu Ehren von Vater Kannegießer, der Martin heißt. Der ist sehr gerührt, er ist stolz auf seinen Sohn, die Schwiegertochter

schüchtert ihn ein wenig ein, sie ist so vornehm, so fein.

Zwei Jahre darauf kommt endlich ein Sohn zur Welt. Dann kommen keine Kinder mehr. Dafür beginnt nun Otto Kannegießers große Karriere, Wirtschaftswunder und so – hatten wir schon.

Martina entwickelt sich zu einem hübschen Kind, ein wenig eigenwillig, in der Schule guter Durchschnitt, Hauptinteresse Sport. Und endlich wird sie das, was man eine goldene Tochter nennt, ein verwöhntes Mädchen aus reichem Haus, das nie die Schattenseiten des Lebens kennengelernt hat. Ein Goldfisch made in Germany (West), munter plätschernd in einem goldenen Bassin zu Zeiten der Hochkonjunktur, die es damals gab, die es noch ein bisschen gibt, vielleicht nicht ewig geben wird.

Goldfisch Martina kennt nur eine Art von Leben. Der Vater erfüllt ihr jeden Wunsch, Verehrer hat sie jede Menge, es beeindruckt sie nicht weiter, es ist selbstverständlich. Nun also verlobt mit einem Grafen aus guter Familie. Der Graf ist in Bonn und steuert die diplomatische Karriere an. So weit alles bestens.

Sohn Max Ludwig – darüber ist alles schon gesagt und bis auf Weiteres nichts hinzuzufügen.

Schluss mit Familiengeschichte.

# Der Hof

Nachdem sie alles hatten, eine Villa in Bogenhausen, ein Wochenendhaus am Ammersee, eine Ferienwohnung in Ascona, kamen sie auf den Bauernhof. Natürlich wieder eine Idee von Helen. Eine andere Frau Konsul in München, auch eine sehr feine Dame, hatte sie darauf gebracht. Es war bei einem Empfang im amerikanischen Konsulat.

»Gott, ja«, sagte die andere, »das Ticino! ...«

Schon wie sie das lang gezogen aussprach! »Wir hatten da auch mal einen Bungalow. Ich bitte Sie, da kann man doch nicht mehr hin. War ja mal ganz exklusiv. Aber heute! ... So überlaufen. Da fährt doch jetzt jeder hin. Und dann diese Touristen. Und was sich alles dort so niedergelassen hat. Diese Rheinländer! Nein, wissen Sie, wirklich. Das geht nicht mehr. Wir denken daran, einen Bauernhof zu kaufen. Wissen Sie, es werden viele Bauernhöfe heute angeboten. Landflucht, nicht? Sehr traurig, wirklich sehr, sehr traurig. Aber die Zeiten sind nun mal so. Man kann verhältnismäßig preiswert an hübsche alte Höfe kommen. Es muss natürlich wirklich ein alter Hof sein. Bekannte von uns haben in Österreich etwas gekauft. Stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert. Einfach fantastisch. Kostet natürlich ein Vermögen, so etwas umzubauen. Nur innen natürlich. Da braucht man schon ein bisschen Komfort. Aber man hat dann wirklich etwas Besonderes. Ich suche etwas in Bayern, nicht zu weit weg. Ich habe zu meinem Mann gesagt, weißt du, hab' ich gesagt, man muss so einen Hof in sein Leben einbeziehen können. Das ist es nämlich, was man heute braucht. Einfaches Leben. Tiere, Landschaft. Und das muss erreichbar sein, man muss damit leben.«

Darüber hatte Helen tagelang nachgedacht. Dass sie nicht von selbst darauf gekommen war! Natürlich – ein Hof. Gerade sie, die schließlich auf einem Gut, auf einem Schloss groß geworden war, sie brauchte das einfach. Und warten durfte man nicht, bis alle das wollten, das trieb nur die Preise in die Höhe.

Sie fragte ihren Anwalt, dann ein paar Makler, dann wusste sie den Namen des richtigen Maklers, der für solche Dinge die richtige Nase und die nötigen Verbindungen hatte. So kamen sie zu dem Hof im Chiemgau. Otto hatte erst ein wenig protestiert – wozu, warum und was das wieder kosten würde, brauchen wir denn nun auch das noch?

Aber sein Protest fiel verhältnismäßig schwach aus, ihm gefiel diese Sache nämlich bei näherem Nachdenken. Gefiel ihm besser als die Wohnung im Tessin. Seit der Hof da war – die Zeit, die er bis jetzt dort verbracht hatte, ließ sich nach Stunden berechnen –, aber seit der Hof da war, dachte er manchmal an später. Wenn er aufhören würde zu arbeiten. Das würde er eines Tages. Er war dreiundsechzig, in guter Verfassung, abgesehen von gelegentlich mal ein bisschen Herzstiche – aber aufhören würde er eines Tages. Und nicht zu spät, das hatte er sich vorgenommen. Sein Sohn, na ja, von dem war nicht viel zu erwarten. Aber es gab genügend gute Leute im Betrieb, man musste sich nicht einbilden, andere könnten nichts leisten ... Also, wenn er aufhören würde, so träumte er manchmal, dann wollte er auf dem Hof leben. Immer. Jeden Tag. Sommer und Winter. Das war der schönste Traum, den er je geträumt hatte. Schade, dass sein Vater das nicht mehr erlebt hatte. Der stammte ja selbst von einem Bauernhof. Und Otto erinnerte sich noch an seine



Kinderzeit, wenn sie in den Ferien bei den Großeltern in Plattling waren. Dort hatte es ihm gefallen, auch wenn es nur ein kleiner Hof gewesen war.

In fünf oder sechs Jahren etwa würde er aufhören. Und dann da draußen leben. In die Stadt hinein würde er nur ganz selten fahren ... Er sprach zu keinem davon. Nicht einmal zu Martina. Schon gar nicht zu Helen. Sie hätte es nicht verstanden. Sie war noch jung, wollte das Leben genießen, Partys, Bälle, Empfänge, Premieren – nun ja, das würde sich finden. Er jedenfalls würde auf keine dieser blöden Partys und Empfänge mehr gehen. Oder nur ganz selten. Ins Theater schon eher. Er liebte die Oper. Aber das war kein Problem. Es war nicht weit nach München hinein vom Chiemgau. Leben würde er dann in diesem sanft gehügelten Land unter weitem Himmel, die Berge in der Ferne sichtbar, in der Nähe ein See, Wald und Wiesen und eine Luft, die man atmen konnte ...

In fünf oder sechs Jahren, spätestens in sieben. Manchmal, wenn sein Herz schmerzte, legte er die Hand darauf, und eine flüchtige Angst überfiel ihn. Würde er es noch erleben? Seit Neuestem hatte er das Rauchen aufgegeben. Früher hatte er es nie fertiggebracht. Aber jetzt neuerdings, wenn er nach einer Zigarette greifen wollte, dachte er an den Hof und an die vielen, vielen Jahre, die er dort noch so gern verbringen wollte.

Helen war stolz auf den Hof. Professor Stemmer, ein berühmter Architekt, hatte den Umbau gemacht, das Ergebnis war großartig. Außen noch immer ein alter, verwitterter bayerischer Bauernhof. Innen ein Luxushotel. Allein schon die Badezimmer! Jedes in einer anderen Farbe, zu jedem Gastzimmer eins, das eine gelb und rosa, das andere blau und grün und ähnlich aparte Kombinationen, wobei Schwarz und Flamingo der absolute Hit war. Die wenigen Freunde, die den Hof bis jetzt gesehen hatten, staunten. Was für ein wundervolles Haus! Was für herrliche alte Bäume! Und was für Wiesen! Und drinnen staunten sie dann weiter. Welch ein Komfort! Und so gemütlich! Die Bar im uralten wurmstichigen Bauernschrank, der wuchtige Kamin, die Gastzimmer mit holzgeschnitzten Bauernbetten. Ent-zück-end!

Und nun also würde es eine Hochzeit auf dem Hof geben. Das war die richtige Premiere für den Hof. Es war einsame Spitze. Die Hochzeit des Jahres.

Auch Martina liebte den Hof.

Genau genommen wusste sie selbst nicht, was sie mit sich anfangen sollte. Eine gewisse Unrast war in ihr – manchmal der Wunsch, alles sollte anders sein, ganz anders ... Oder einfach weglaufen. Aber wohin? Und warum? Zu welchem Zweck, zu welchem Ziel?

Sie liebte ihren Vater. Sie verstand sich auch mit ihrer Mutter leidlich. Es gab keine albernem Generationskonflikte, dafür war Martina zu intelligent und zu sicher gefügt in ihrem Dasein. Die Sicherheit, die eine sorgfältige Erziehung und wohlfundierte Verhältnisse gewähren.

Nach dem Abitur verbrachte sie ein Vierteljahr in Boston, Mass., bei Freunden ihres Vaters, und dann, nach ihrer Rückkehr, wollte sie eigentlich studieren. Obwohl sie nicht genau wusste, was.

Zu jener Zeit wurde gerade die Sache mit dem Hof aktuell. Der Hof faszinierte sie. Diese alten, dicken Mauern, die schweren Balken an der Decke, die großen Räume – alles alt, voll von Vergangenheit, irgendwie geheimnisvoll.

Als Erstes ließ sie den Stall modernisieren, und dann brachte sie ihr Pferd Sturmwind, von ihr zärtlich Stormy genannt, aufs Land hinaus. Wie ein Irrer raste Stormy auf der großen Koppel herum, warf den Kopf hoch, prustete und schnaubte und wieherte laut sein Entzücken über diese herrliche weite grüne Welt in die Luft. Ein armes Großstadtpferd, das zum ersten Mal seit seiner Fohlenzeit über eine Wiese galoppieren durfte.

Damit er sich nicht so einsam fühlte, kaufte Martina ein zweites Pferd, ein altes Verleihpferd, das bisher in dem Reitstall in der Stadt, wo Stormy gestanden hatte, Manegendienst getan hatte und nun eigentlich für den Schlachthof bestimmt war. Die beiden wurden die besten Freunde, grasten Kopf an Kopf, und wenn Martina mit Stormy ausritt, stand der alte Wallach am Koppelzaun und wartete regungslos, bis sein Freund wiederkam. Er fraß nicht, er rührte sich nicht, nur manchmal wieherte er hoch und dünn, ein banger, sehnsüchtiger Ton, mit dem er nach seinem Freund rief.

Während des Umbaus fuhr Martina fast jeden Tag mit ihrem Sportwagen hinaus. Erstens musste Stormy bewegt werden, und zweitens musste sich einer um den Bau kümmern. Sie hatte einfach keine Zeit, zu studieren ... Manchmal blieb sie auch über Nacht draußen. Im oberen Stockwerk richtete sie sich ein kleines Zimmer ein. Sie fand das höchst abenteuerlich. Ihr Vater auch. Er machte sich Sorgen um sie, wenn sie nachts allein da draußen war.

So kam der Josef auf den Hof.

Er hieß Josef Grainzinger und hatte viele, viele Jahre in der Bayern-Chemie als Pförtner gearbeitet. Er war so lange in der Firma wie der Chef selbst. Dann war er pensioniert worden, und das war für ihn das Ende aller Lebensfreude. Eine Frau hatte er nicht mehr. Die Kinder waren längst fort, verheiratet, fremd geworden, er war sehr einsam.

Immer wieder kam er zum Werk hinausgepilgert, lungerte da herum, fragte, ob er was helfen könne. Man ließ ihn hier und da was fummeln, gab ihm einen Auftrag, unterhielt sich mit ihm. Sogar Otto nahm sich die Zeit für einen kleinen Schwatz, wenn er den Alten traf.

»Des is koa Leb'n net, allweil z' Haus umanandsitz'n, naa, des is koa Leb'n net, Chef«, sagte Josef Grainzinger. »Da werd ma alt und deppert dabei.«

Eines Tages kam Otto auf die Idee, den Josef auf den Hof zu schicken.

»Schaust dir's halt amal an, Josef«, schlug er vor. »Mal für ein paar Tage. Wäre ganz gut, wenn einer nach dem Rechten sieht, solange da draußen gebaut wird. Es sollt einer im Haus sein. Und ich mag's nicht, wenn meine Tochter da draußen allein übernachtet.«

Josef war sofort einverstanden. Martina nahm ihn mit hinaus. Zusammen richteten sie ein Zimmer für ihn her und der Josef verliebte sich umgehend in den Hof. Er wollte gar nicht mehr weg. Kurz darauf zog er mit seiner ganzen Habe hinaus und blieb da. Mit den Arbeitern kam er gut zurecht, er packte auch selbst mit an, und vor allem waren Leute um ihn herum, mit denen er reden konnte. Auch im Dorf kannte er bald ein paar Leute, saß im Wirtshaus bei einer Halben, passte irgendwie dazu – kein Fremder aus der Stadt, einer, der sich nahtlos einfügte. Sein Vorhandensein, die Art, wie er war, wie er sich gab und wie er redete, minderten das Misstrauen der Dörfler gegen die Großkopfetten aus der Stadt, die den Hof gekauft hatten und an ihm herumbauten. So gesehen war der Josef ein nützlicher Gesandter für die Kannegießers, was die aber gar nicht wussten.

Josef blieb, als der Umbau fertig war. Er lebte glücklich und in aller Selbstverständlichkeit draußen auf dem Land, sah gut aus, werkete den ganzen Tag umeinander und kümmerte sich um alles.

Helen hatte zuerst protestiert und etwas von einem Butler gemurmelt.

»Auf einen alten Bauernhof passt kein Butler«, sagte ihr Mann.

Und da Helen einen Blick für Wirkung hatte, erkannte sie bald, dass der Alte sich prächtig auf dem Hof ausnahm. Und mit der Zeit wurde er unentbehrlich. Er besorgte ein Mädchen aus dem Dorf, das zum Aufräumen kam. Fand schließlich auch einen, der die Pferde versorgte und sich um den Garten kümmerte. Dann hatte er plötzlich einen Hund und bald darauf auch noch zwei Katzen. Das Letzte, was er angeschafft hatte, waren Hühner.

»Also Hühner brauchen wir nun wirklich nicht«, hatte Helen gesagt.

»Schau 'n S', gnä Frau, Sie woll'n doch aa amal a frisch's Ei ess'n, net nur aus 'm Brutkasten. Des schmeckt ganz anders, glauben S' mir.«

Der Umbau, wie gesagt, dauerte ziemlich lange. Und war sehr teuer. Man hätte in der gleichen Zeit und für dasselbe Geld gut und gerne drei neue Häuser bauen können. Martina genoss diese Zeit. Sie hatte immer etwas vor, es war interessant und abwechslungsreich, und dann war da vor allem der Architekt. Der Architekt wurde ihre erste große Liebe. Nicht der erste Mann. Sie hatte schon zwei kurze, nicht sehr befriedigende Erlebnisse gehabt. Versuch Nummer eins und Versuch Nummer zwei nannte sie das.

In den Architekten verliebte sie sich ernsthaft. Er sah gut aus, so ein richtiger Erfolgstyp, irgendwie kühn, sehr männlich, ein wenig brutal, so der Typ: Mir gehört die Welt. Manchmal hatte Martina sehr mädchenhafte Träume. Dass er das Haus für sie beide baute und dass sie später darin zusammen leben würden. Natürlich sprach sie so etwas nie aus, das lag ihr nicht. Immerhin hatte sie ein Verhältnis mit dem Architekten, das dauerte so lange, wie der Umbau dauerte. Meist trafen sie sich auf dem Hof. Einige Male fuhren sie nach Salzburg, wo sie übernachteten. Gelegentlich, aber selten trafen sie sich in München.

Der Architekt erfuhr nie, dass Martina ihn liebte; er hielt sie für ein kühles, hochmütiges Mädchen, jung und unerfahren, sehr hübsch, es war für ihn eine reizvolle Zugabe zu dem Umbau. Mehr nicht. Natürlich kam er nicht auf die Idee, sich scheiden zu lassen, was Martina im Stillen gehofft hatte. Er war fünfundvierzig und glücklich verheiratet, hatte zwei reizende Kinder. Kam dazu, dass er mit seiner Frau sehr erfolgreich zusammenarbeitete, sie war Innenarchitektin. Die gesamte High Society hatten sie abgesahnt, er von außen, sie von innen; es gab keinen Grund, so eine Ehe aufzugeben wegen einer verwöhnten Tochter aus reichem Hause. Ihr Geld reizte ihn nicht, er verdiente selber genug. Er verschwand aus Martinas Leben. Der Hof blieb. Der Hof, der nun auch für sie ein wenig Vergangenheit barg.

Nachdem sie sich an den Gedanken gewöhnt hatte, fand Martina es ganz reizvoll, dort zu heiraten. Nur hätte sie es vorgezogen, es wäre eine kleine, wirklich ländliche Hochzeit geworden und nicht dieses Superding, das ihre Mutter plante. Aber es hatte wenig Zweck, dagegen zu protestieren. Man würde sehen, was passierte.

Zunächst war es sowieso ganz unübersichtlich, wer alles kommen würde. Es gab so viele Leute, die Helen für wichtig hielt. Auf jeden Fall einmal die vorhandene Verwandtschaft. Und dann die neue Verwandtschaft, die war beträchtlich, die Solm-Weltingen waren eine weitverzweigte Familie. Martina blickte ihrer Heirat mit Gelassenheit entgegen. Arndt, der Graf, war ein netter Mann, sehr groß und schlank, elegant, sehr verbindlich, vielsprachig, wundervolle Manieren, man konnte wirklich nichts Besseres aufreiben. Er war nicht so aufregend, so männlich wie der Architekt. Aber man konnte nicht alles haben. Für eine Ehe war so einer wie der Graf sicher besser.

Nur der Gedanke, dass sie sich von dem Hof trennen musste, wenn sie verheiratet war, bekümmerte sie. Erst würden sie in Bonn leben, später vermutlich meist im Ausland.

Früher hätte sie das interessant gefunden, jetzt fand sie es lästig. Die Tatsache, dass sie den Hof verlassen musste, dass sie ihn nur noch selten, vielleicht in den Ferien, wiedersehen würde, vermieste ihr die ganze Heirat.

Überhaupt waren ihre Gefühle sehr gemischt, wenn sie daran dachte, dass sie durch die Ehe mit einem angehenden Diplomaten viel im Ausland würde leben müssen. Für sie war München die schönste Stadt der Welt, auch wenn sie durchaus nicht alle Städte kannte. Möglicherweise würde sie ja nun in Zukunft einige kennenlernen. Aber ob sie das darüber hinwegtrösten würde, nicht mehr in München leben zu können, das erschien ihr doch sehr fraglich.